



Nr. 64

(2. Beilage.)

Dienstag, den 17. März.

1903

Verjährt.

Roman von Albert Schmidt.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Da öffnete sich wieder die Thür des Gastzimmers. Zum hundertsten Mal reckten sich alle Hälse dorthin. Wie ein Sonnenstrahl ging es über alle Gesichter. Er erschien, er, „der Herrlichste von allen“, der sehnlichst Erwartete, um den heute so viele Stammgäste erschienen waren, damit sie zu Hause recht viel Neues erzählen könnten, wenn sie heute Abend länger als gewöhnlich im „Goldenen Adler“ sitzen blieben und mit Recht eine Predigt ihrer darob erzürnten Gattinnen erwarten durften.

Er trat ein — er war da — der große, berühmte, beneidete, unermesslich reiche Mister Grant, und alles, was ihn noch nicht kannte, drängte sich an ihn und stellte sich vor, eine Menge von Namen schwirrte durchs Zimmer. Mister Grant verstand die wenigsten, lächelte huldvoll und gnädig und theilte hier und da einen leisen Händedruck aus. Die Hand reichte er eigentlich nicht, nur mit dem Daumen und den beiden ersten Fingern berührte er die Hand des anderen; man fand diese Art von Händedruck sehr originell und beschloß, sie in Lenzheim einzubürgern.

Mister Grant setzte sich; selbstverständlich mußte er neben dem Herrn Bürgermeister Platz nehmen. Aber er war heute Abend nicht so gesprächig wie gestern, er war abgespannt und sah angegriffen aus; doch das war begreiflich, denn er hatte ja, wie männiglich bekannt, den ganzen Nachmittag gearbeitet, und was mag so einem reichen Amerikaner alles durch den Kopf gehen! Was hat so einer zu denken, der in Chicago und Milwaukee Geschäfte hat, der in so viel Millionen arbeitet, wie der reichste Lenzheimer in Tausenden! Er sprach wenig, antwortete zerstreut und berührte seinen Krug fast nicht; und sichtlich bemächtigte sich des ganzen Stammtisches eine gewisse Enttäuschung.

Ein lebhafterer Zug ging dann aber durch die Gesellschaft, als der Rathsapotheker Bahlmann sich erhob, mit dem Zinndedel ein paar Mal an seinen Krug klapperte und nun, als alle still waren und ihr Antlitz fragend ihm zugewandt hatten, eine Rede zu schmettern begann.

„Meine Herren“, hub er würdevoll an, seine Augen gingen von einem zum andern, und anmuthige Gesten belebten seinen Vortrag. Er räusperte sich. „Meine Herren“ wiederholte er noch lauter, so daß nun wirklich nichts weiter zu hören war, als was er sprach. „Meine Herren, wer unter uns denkt nicht mit Entsetzen jener Schreckensnacht, wo uns der Jammerruf aus dem Schlummer weckte: „Ein Eisenbahnunglück! Der Schnellzug ist auf einen Güterzug aufgefahren, unter den Trümmern ächzen und stöhnen die Verwundeten! Wohl war's ein gräßliches, herzerstütterndes Unglück, aber es war doch auch wieder ein Glück, daß dieses Unglück gerade in der Nähe unserer Stadt sich ereignete. Oder war es nicht etwa ein Glück, daß unter den Trümmern ein fremder Mann lag, und daß man diesen Fremden in unsere Stadt transportirte? Und war's nicht ein Glück, daß dieser Fremde hier in unserer Stadt wieder geheilt wurde, hier seine Gesundheit wieder fand? Und ist's nicht ein Glück, daß in unserer Stadt dieser Fremde weilt, der die Bewunderung aller beider erregt, welche die Ehre haben, in seine Nähe zu treten? Mir ist diese große Ehre, dieses Gnabengeschenk der gütigen Vorsehung in ganz besonderer Weise zu theil

geworden, und ich danke ihr, daß sie mich so bevorzugt hat. Aber auch wir alle, die wir hier versammelt sind, haben Grund, ihr zu danken. Der Fremde, dankbar gedenkend dessen, was ihm hier zu theil geworden, hat mit sinnigem, feinsüßlichem Herzen den stillen Wunsch vieler Einwohner unserer Stadt errathen, und aus Dankbarkeit hat er heute jenes Schandhaus, welches jeden Tag, den Gott werden läßt, ein neuer, ein unversiegliger Quell des Schmerzes wird, welches ewig erinnert an Zeiten, die gottlos vorüber sind, welches nie zur Ruhe kommen läßt die zerrissenen Herzen vieler, vieler von unserer Mitbürgern — ich habe wohl den Faden meiner Periode verloren — also dieses besagte, schreckliche Haus hat jener Fremde, den wir alle kennen, den wir seit heute unsern Freund, unsern Wohltäter nennen dürfen, er hat es heute — gekauft. Abgebrochen soll das Haus werden, und damit soll auf immer eine Epoche unserer Stadt schließen, die nicht schön war.“

Eine merkwürdige Bewegung ging durch die Gesellschaft um den Stammtisch, verschieden war der Eindruck der Rede. Leise Bravos machten sich bemerkbar. Alles war in Aufregung. Nur Mister Grant saß ruhig da, ein Fels inmitten der Brandung; wie weltentrückt sah er aus; ein wenig finster freilich. Seine Augen gingen unheimlich schnell hin und her, über seiner Stirn lag wieder die tiefe Falte.

Aber schon klapperte der Rathsapotheker wieder mit dem Zinndedel seines Kruges. „Meine Herren, denken Sie der Wohlthat, die der Fremde uns zukommen läßt, denken Sie sich, daß jenes schreckliche Haus vom Erdboden verschwindet, denken Sie sich, daß damit für immer verschwunden ist das äußere sichtbare Denkmal der fluchwürdigen Schmach jenes abscheulichen Menschen, der unsern Wohlstand auf lange Zeit hinaus zerstört, unsere Bürger ruinirt hat, dem die verzweifelte Klage der Mütter und die Schmerzensschreie der Kinder in den Ohren geklingelt haben müssen, als er sich ums Leben brachte. Gott vergeblich ihm alles, was er verbrochen, und möge ihm die Sterbestunde leicht gemacht haben, als er sich im Forst die Schlinge um den Hals gelegt! Alles dieses denken Sie, meine Herren, und dann schauen Sie in die Zukunft hinaus. Wo das Spulhaus jetzt steht erhebt sich ein Prachtbau, in die Wolken steigen seine Giebel und Thürmchen, lustige Erker und bunte Ziegel schmücken es, und schöne, gothische Bögen bekrönen die Fenster. Das ist ein Bild, meine Herren, und wenn einzelne von Ihnen noch immer meinen sollten, das Spulhaus dürfe in der Architektur jenes alten Steinbaues nicht fehlen, so sage ich Ihnen: der Bau, der an jener Stelle des Fluches und der Thränen errichtet werden soll, schließt sich an den Stil jener Gegend an, und schauen werden Sie dereinst ein Bild, meine Herren, das Ihren Augen wohlgefällig und eine Zierde der Stadt sein wird. Meine Herren, erheben Sie Ihre Gläser, nein, Ihre Krüge, und lassen Sie sie krachend auf den Tisch niederrasseln, bringen Sie ein Hoch dem großen Mann, dem wir alles dies verdanken — dem edlen Menschenfreund — bringen Sie es in der feierlichen Form die an unserem Tisch üblich ist — Herr Grant lebe hoch! Alles war aufgesprungen und die Krüge sausten krachend und klirrend

auf den Stammtisch nieder — „Und zum zweiten Mal hoch!“ und die Krüge saukten zum zweiten Male nieder — „Und zum dritten Mal hoch!“ und die Krüge frachten zum dritten Mal. Dann trat eine große Stille ein, und man hörte nichts als das eigenthümliche Gurgeln und Glucksen des aus den Krügen in die Gläser hinabströmenden Biers.

Dann aber ging ein Lärmen und Schreien los, ein wirres Durcheinander von brausenden Bravos, von Händeklatschen und Händeschütteln, von zurückgeschobenen Stühlen, von frischgefüllten Krügen, und der Mittelpunkt, um den sich, wie um einen Polarstern, alles drehte, war Mister Geoffrey Grant, der „große Mann“, der „edle Menschenfreund“. Die Gefahr lag nahe, daß man ihn zerrisse, und hätte er zehn Hände gehabt, so wären es nicht genug gewesen, um all die fremden Hände, die sich ihm entgegenstreckten, angemessen zu berühren. Eine hohe Befriedigung lag über der illustren Gesellschaft, und in sinniger Weise gab der Bürgermeister der allgemeinen Stimmung Ausdruck, wenn er in schönen Worten hervorhob, wie sehr es Herr Grant verstanden habe, die Gegensätze der Anschauungen auszugleichen. In beredten Worten pries man das Feingefühl des Mannes, der in so wahrhaft großartiger Weise sein dankbares Interesse für die Stadt betätigte, in welcher er das Leben wieder gefunden. Die Schleusen der Beredsamkeit waren nun einmal geöffnet, und ein oratorisches Meisterstück sprudelte nach dem anderen dahin, und es war noch gar nicht abzusehen, wann die ewig wechselnden Variationen des einen Themas endlich ihren Abschluß gefunden haben würden.

Ja, Mister Geoffrey Grant durfte sich glücklich preisen in dem Besitz all der Tugenden, welche die nun einmal angeregte Phantasie des Stammtisches ihm angefeiert, und wenn das wahre Glück stumm ist, so war Mister Geoffrey sehr glücklich, denn er war sehr stumm. Alle Huldigungen nahm er schweigend entgegen, und zuweilen sah er geradezu schmerzvoll bewegt aus, während doch die Scene ihn berechtigt hätte, ein wonnestrahlendes Antlitz zu zeigen.

Endlich erhob er sich, um seinen Dank für die überraschenden schönen Ovationen auszusprechen, die ja eigentlich in keinem Verhältnis standen zu seiner unbedeutenden Person und zu dem Wenigen, was er gethan; aber seine Rede klang müde und nervös. Er sprach mit besonders starkem fremdländischen Accent, man hörte aus allem den Nicht-Deutschen heraus, der sich redlich bemühte, in der ihm nicht geläufigen Sprache seiner Zuhörer sich auszubringen, oft vergebens nach deutlichen Worten suchte und deshalb vielfach englische Ausdrücke in seine Rede einflachten mußte.

Dann erklärte er, bei ihm zu Hause sei es Sitte, den Abschluß eines guten Kaufes mit einem guten Trunk zu besiegeln, und bat die Herren vom Stammtische, ihm zu gestatten, daß er sie zu einem Glase Wein einlade. Schön stellten dienstbare Geister Kübel mit Champagnerflaschen auf den Tisch, wie von Geisterhänden herangezaubert standen Spitzgläser vor den Gästen. Herr Mengerhen zeigte seine ganze Größe im Arrangement so unvorbereiteter Feste, sowie im schnellen, lautlosen Dessinen der Flaschen. Bald perlte der Wein in den Gläsern, und als nun Mister Grant aufstand und ausrief: „Auf das Wohl der guten, lieben Stadt Benzheim — Hip, Hip, Hurrah!“ war des Jubels und Entzückens kein Ende. Alles schwamm in Seligkeit. Die Herren vom Stammtisch waren glücklich und vergaßen, daß zu Hause die Gattinnen ihrer Heimkehr warteten; Mister Grant war glücklich, daß er alle diese ausgezeichneten Menschen glücklich gemacht, und Herr Mengerhen war der Glückliche von allen, denn er öffnete eine Flasche nach der anderen, und die Batterie der geleerten Flaschen auf dem Nebentisch nahm einen bedrohlichen Umfang an, seiner wartete der Ragenjammer nicht sondern ein fruchtbarer, goldener Regen, und sein Herz hatte nur den einen Wunsch, daß Mister Grant noch recht lange im „Goldenen Adler“ wohnen möchte.

9. Capitel.

Schon wollte Mister Grant sich erheben, um sich stille zurückzuziehen und zur Ruhe zu begeben; er hatte den Wirth darüber verständigt, daß er Sekt schenken solle, solange vom ganzen Stammtisch auch nur noch ein Einziger am Platz wäre. Da erschien, es war inzwischen fast zehn Uhr geworden, jemand, der Anspruch darauf hatte, sich an diesem Tisch niederlassen zu dürfen.

Der Stadtrath Flohr blieb, verwundert ob des Anblicks, den der sonst so sittenstrenge, solide Stammtisch bot, an der Thür stehen — Loth Tochter konnte als Salzäule nicht verfeinerter ausgesehen haben als er. Aber der Bürgermeister weckte ihn aus seiner Erstarrung auf, führte ihn an den Tisch und machte ihn mit Mister Grant bekannt. Diesem gegenüber nahm er Platz, jedoch konnte er den dargebotenen Sekt nicht sofort genießen. „Erst muß ich einen Krug Bier trinken — uff!“ sag-

te er und trocknete den Schweiß auf seiner Stirn. „Meine Rehle ist wie ausgebrochenes Erbsenstroh. Hier her, Franz! Hier her, oder ich fall' um — fall' um.“

„Was ist denn geschehen, Herr College?“ sagte der Bürgermeister. „Sie sind ja in merkwürdiger Erregung.“

„Das ist wohl begreiflich, Herr Bürgermeister“, antwortete der Stadtrath Flohr, nachdem er einen tiefen Zug aus seinem Krug gethan und seinen schön aufgedrehten Schnurrbart trocken gestrichen hatte. „Sitz mit meiner Frau beim Abendessen. Die Kinder schon ins Bett gebracht. Klopft da jemand ans Schlafzimmer. Ich hinaus. Ein Bote aus dem Spittel. Ich soll schleunig hinkommen. Die arme, wahnsinnige Frau — wir kennen sie ja alle, die besagenswerthe Frau — sei fürchtbar krank, sie rase und tobe, vier Menschen könnten sie nicht halten. Uff! Ihr Wohl, Herr Grant!“ Er unterbrach seinen Redefluß und trank sein Sektglas leer.

„Lieber Gott“, fuhr er dann fort, „was kann ich armes Wurm machen, wo vier Menschen ein rasendes Weib nicht halten können. Ich also bei dunkler Nacht zum Spittel. Meiner Pflicht als Direktor desselben mußte ich doch genügen. Ein schrecklicher Anblick, als ich kam. Die alte Frau ist in ihrem Wahnsinn sonst so ruhig und läßt sich so leicht behandeln. Aber wie eine Megäre ist sie jetzt. Wie eine Verzweifelte rennt sie umher. Sie tobt und schreit und rast. Dann singt sie wieder. Zum Herzerreißen klingt das. Die Fenster Scheiben schlägt sie in Scherben. Mit den Füßen stößt sie, mit den Händen schlägt sie um sich. Vor dem Mund der Schaum. Ihre Augen sind feurig roth, und die Haare hängen ihr wie Schlangen um den Kopf. Schwester Emma will ihr Mutter beruhigen. Aber sie weist alles von sich. Dann schreit sie wieder nach ihrem verstorbenen Mann. „Ich hab' ihn gesehen“, ruft sie — Claus, Claus warum kommst Du nicht zu Deiner Hetta? Komm doch zu mir, schütze mich!“ Es klingt grausig. Und Schwester Emma steht rathlos dabei und ringt die Hände und kann ihrer Mutter nicht helfen.“

„Still, still, Herr Grant ist ohnmächtig“, rief plötzlich der Bürgermeister, und mit einem Male war die ganze Gesellschaft verstummt.

Grausenhaft bleich sah Mister Grant aus, sein Kopf war auf die Brust gesunken, und der Bürgermeister hielt ihn fest, damit er nicht umfiele. „Wasser her!“ rief er, indem er ihm die Halsbinde löste. „Wasser!“

Fortsetzung folgt.



Die Gewinnung des Rosenöls.

Skizze von A. Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Die große Beliebtheit, welcher sich das Rosenöl seines feinen, lieblichen Wohlgeruches wegen in allen vornehmen Kreisen des Morgen- und Abendlandes erfreut, hat es zu einem wichtigen, weitverbreiteten Handelsartikel gemacht, der auch in seiner Parfümeriefabrik entbehrt werden kann.

Die eigentliche Heimat der Rosenölindustrie ist Ost-rumelien oder Südbulgarien. Wenn man den Gipfel des Balkans erreicht, so blickt man nach diesem wundervollen Rosenland hinab, das bezüglich der Vegetation, der landwirtschaftlichen Reizes und der Wohlhabenheit seiner Bewohner einen völligen Gegensatz zu Nordbulgarien bildet. Die Rosenölfabrikation beginnt schon in dem großen, 800 Häuser zählenden Dorfe Schipta. Es gibt dort viele Messerschmiede, Drechsler und Töpfer, während die Frauen und Mädchen am Webstuhl mit der Herstellung feiner Leinwand beschäftigt sind. Von Schipta führt die Straße nach der etwa eine Stunde entfernten muhammedanischen Ortschaft Haslô, die, von großen Rußbaumgruppen und Rosengärten umgeben, eine reizende Lage hat. Auch die Bewohner Haslô, sowie die der umliegenden Gehöfte kultivieren in großem Maßstabe die Königin der Blumen und versorgen damit die benachbarten Oelfabriken. Diese bezahlen für eine Oka (etwa 1,28 Kilogramm) Rosen durchschnittlich 30—60 Para, was in deutschem Gelde 15—30 Pfennige ergibt. Der Preis richtet sich nach dem Ausfall der Ernte; auch sind die Rosen, die auf den Bergabhängen wachsen viel teurer, da sie bedeutend mehr Del als die der Ebenen enthalten. Von Schipta ab beleben die Straße ganze Züge munterer Landmädchen, die in ihrer sauberen und fleißigen Nationaltracht ganze Scharen langobriaer,

mit umfangreichen Körben voll Rosen beladener Brautere vor sich herziehen. Die Luft ist buchstäblich von Rosenduft erfüllt, ja es hat den Anschein, als gehe es zu irgend einem Feste, weil die Mädchen auch ihr Haar und ihre Wanderstäbe mit herrlichen Rosenblüten geschmückt haben.

Der eigentliche Mittelpunkt der bulgarischen Rosenölindustrie ist jedoch die von ausgedehnten Rosenfeldern und herrlichem Baumbusch umgebene Stadt Kasanlik. Diese zählt etwa 23 000 Einwohner, unter denen das muhammedanische Element stark vertreten ist, wodurch Kasanlik mehr das Gepräge einer moslimischen Stadt trägt. Die Türken bewohnen den östlichen Teil derselben, der ziemlich ausgedehnt und von großen Baumpflanzungen, besonders Wallnuß-, Maulbeer- und Kastanienbäumen, beschattet ist. Der bulgarische Stadtteil breitet sich gegen Westen aus und besitzt einen mehr europäischen Anstrich. Da der Handels- und Geschäftsverkehr der Stadt ein sehr lebhafter ist, so muß auch für die Unterkunft der fremden Kaufleute gesorgt werden. Diese bewohnen in der Regel das südliche Stadtviertel, wo es eine Menge Hane (Einkaufs-Wirtshäuser) gibt, die in gewissen Zeitabschnitten von einer wahren Musterkarte aller Nationalitäten aus Ost und West gefüllt sind.

Die Rosenölproduktion erfordert ungeheure Strecken von Rosenpflanzungen, weil etwa 3000 Kilogramm Rosen nur 1 Kilogramm Del liefern. Da, wie schon erwähnt, sämtliche Parfümeriefabriken der Welt des Rosenöls bedürfen, so liegt es auf der Hand, daß viel gefälschtes in den Handel kommt, wiewohl außer Kasanlik auch die türkischen Städte Tschirpan, Giopca, Karadschadagh, Kojuntepe, Eski- und Jemi-Sagra, sowie Bazardschik sich mit der Rosenölindustrie beschäftigen. Ueberdies gibt es auch noch im außereuropäischen Orient viele Gegenden, wo diese Industrie schwunghaft betrieben wird.

Selbst für Kenner ist es ohne langjährige Erfahrungen schwierig, gefälschtes Rosenöl von echtem zu unterscheiden. Man muß ganz besonders auf Geruch und Farbe der Flüssigkeit achten, woraus aber oftmals nur ganz gewiegte Kenner ein zutreffendes Urteil schöpfen können. Das für Europa bestimmte Rosenöl besteht aus einer Mischung, die aus Rosen der Ebene und der Bergabhänge hergestellt wird. Von den orientalischen Fabrikanten wird behauptet, zur Fälschung werde besonders Geraniumöl verwendet, aber gewissenhaft vorgenommene chemische Untersuchungen haben bewiesen, daß diese Angabe unrichtig ist. Es ist vielmehr festgestellt worden, daß die Fälschung stets aus einer Beimischung von Jdrisöl bestand, das aus Andropogen- und Chymbopogen-Pflanzen gewonnen wird. Nur der gute Ruf des Fabrikanten bietet in der Regel die beste Gewähr für die Echtheit seiner Ware.

Die bedeutendste Rosenölfabrik in Kasanlik gehört den Brüdern Papasoglu-Bartschi, welche in allen europäischen Großstädten, auch in Berlin, Leipzig und Frankfurt a. M. ihre Vertreter haben. Von einem eigentlichen Fabriksgebäude kann in Kasanlik nicht die Rede sein. Im großen Garten des genannten Hauses befinden sich unter Schutzbäumen und schattigen Bäumen 9 Öfen und 17 Apparate, die ausschließlich von Frauen und Mädchen bedient werden. Ueberhaupt nehmen diese in allen Industriezweigen Bulgariens eine hervorragende Stellung ein und scheinen viel fleißiger und anständiger als die Männer zu sein. Die Brüder Papasoglu zeigen ihre Fabrik und das Destillationsverfahren jedem Fremden mit großer Bereitwilligkeit und empfangen überdies ihre Besucher in liebenswürdiger, gastlicher Weise. Die Eigentümer haben wiederholt längere Zeit in den bedeutendsten Städten Westeuropas verweilt und unterhalten sich mit den Fremden leicht und ungezwungen in französischer Sprache. Beim Komptor der Fabrik gehen täglich aus allen Teilen der Welt zahlreiche Briefe und Bestellungen ein, die in den verschiedenen Sprachen der Morgen- und Abendländer erledigt werden müssen. Deshalb ist auch die Zahl der fremdsprachlichen Korrespondenten in der Rosenölfabrik Papasoglus eine besonders große und dürfte kaum von einem Hause ersten Ranges in unseren westeuropäischen Großstädten erreicht werden.



Was muß ich vom Wechselverkehr wissen?

Der Wechsel ist in der Neuzeit nicht bloß ein Verkehrsmittel der kaufmännischen Welt, wie er es in früheren Jahrhunderten ausschließlich war, sondern jeder Privatmann kann heutzutage bei der Notwendigkeit der Erleichterung des Geldverkehrs durch ausgiebigere Kreditgewährung in die Lage kommen, Wechsel ausstellen oder in Zahlung nehmen zu müssen. Ein jeder weiß nun wohl, was unter einem Wechsel verstanden wird, dagegen sind die Erfordernisse des Reichsgesetzes, durch deren genaue Erfüllung der Wechsel erst wechselverbindliche Kraft erhält einem großen Teil des Publikums nicht hinreichend bekannt.

Die Erfordernisse des Wechsels sind 1) Die in den Wechsel selbst aufzunehmende Bezeichnung als Wechsel oder, wenn er in einer fremden Sprache abgefaßt ist, eine entsprechende Bezeichnung in der fremden Sprache.

2) Die Angabe der zu zahlenden Geldsumme. Ist diese in Buchstaben und in Ziffern geschrieben, so gilt bei Abweichungen die in Buchstaben angegebene Summe. Ist sie mehrfach in Ziffern oder mehrfach in Buchstaben geschrieben, so gilt bei Abweichungen die kleinere Summe.

3) Der Name der Person oder Firma, an welche oder an deren Ordre gezahlt werden soll.

4) Die Angabe der Zahlungszeit.

5) Die Unterschrift des Ausstellers.

6) Den Ort und das Datum der Ausstellung.

7) Den Namen desjenigen, welcher die Zahlung leisten soll.

8) Die Angabe des Ortes, an dem die Zahlung erfolgen soll.

Ein großer Vorzug des Wechsels besteht darin, daß er durch Giro (Indossament) in bequemer Weise jederzeit übertragen werden kann. Derjenige, der einen Wechsel weitergibt, haftet für dessen Annahme (Accept) und Zahlung. Die übliche Form des Giros ist die:

Für mich an die Ordre

des Herrn

Wert erhalten (in Rechnung)

Ort und Datum

Name des Giranten

„Querschreiben“ lautet der vollständige Ausdruck für acceptieren, weil das Accept — d. i. Anerkenntnis der Schuld — in den meisten Fällen durch Querschrift der Firma oder des Namens des Bezogenen auf der linken Seite des Wechselformulars erfolgt. Erst durch Abgabe des Accepts tritt der Bezogene in den Verband der Wechselverpflichteten ein. Durch Acceptieren von Wechseln, häufig „nur aus Gefälligkeit“, hat sich schon mancher, der mit dem Wechselverkehr nicht Bescheid wußte, wirtschaftlich ruiniert. Bedenke jeder, der einen Wechsel acceptiert, daß er denselben am Fälligkeitstage bezahlen muß, auch wenn er den Gegenwert gar nicht oder nicht in dem ausbedungenen Zustande erhalten hat! Die Zurücknahme eines einmal gegebenen Accepts ist unzulässig.

Wird der Wechsel nicht bezahlt, so muß er spätestens am zweiten Werktag nach dem Zahlungstage protestiert werden. Es muß vor einem Notar, einem Gerichtsvollzieher ev. auch einer anderen Gerichtsperson ein Dokument (Protest) ausgestellt werden, in dem bekundet wird, daß der Bezogene die Zahlung verweigert hat. Auch wenn der Bezogene der Aufforderung, den Wechsel zu acceptieren, nicht Folge leistet, kann Protest erhoben werden.

Ein Vorzug des Wechsels vor jeder anderen Schuldverschreibung besteht darin, daß Wechselklagen die schnellste Erledigung finden. Die Frist zwischen Zustellung der Klage und dem Termine ist sehr kurz bemessen. Widerklagen sind nicht statthaft und als Beweismittel bezüglich der Echtheit oder Unechtheit einer Urkunde sind nur Urkunden und Eid zulässig.



Eine Hochzeit in Persien.

Bei einer persischen Hochzeit unter den besseren Ständen sind zwei Musikbänder, Türken und Juden, letztere ist eine zerlumpte, buntschedige Gesellschaft, aber geschickter als ihre bessergeliebten Rivalen. Sie führen ihre seltsamen, vorweltlichen Instrumente mit sich. Bemerkenswert unter den türkischen Musikanten ist der Dohlspieler und sein Instrument. Dieses ist eine Art große Trommel, welche nur bei Hochzeiten in Gebrauch ist und deren schauerlich dröhnender Ton demjenigen, der ihn einmal vernommen, unvergesslich bleibt. Sobald alles vorbereitet ist, überblickt der Hausherr, der seine besten Kleider angelegt hat, seine Veranstaltungen noch einmal, eine hastige Unterredung mit seiner Frau oder seinen Frauen, eine Handbewegung nach den Musikanten hin und er nimmt seinen Platz nahe der Türe ein, um seine Gäste zu bewillkommen. Lustig setzt die Musik ein, von Zeit zu Zeit dröhnt ein furchtbarer Trommelschlag des Dohls dazwischen. Plötzlich erschallt in hohen Fallsetönen die Stimme des Solosängers, der eines jener traurigen persischen Liebeslieder anstimmt. Er hält sorgsam Takt mit seinem Tambourin, welches er mit außerordentlicher Geschicklichkeit handhabt. Die übrigen Musiker beobachten genau jede seiner Bewegungen und alle fallen im Chor in den Refrain ein: „Ach, Zeila, Zeila, du hast mein Herz getrübt!“ Die Musik ist das Signal für die eingeladenen Gäste, die nun in Scharen anlangen. Die Männer im besten Festkleid, die Frauen dicht verschleiert. Letztere begeben sich in das Aunderun, wo sie ihre Schleier ablegen und nun vor ihren Wirten in schönsten Gewändern, mit Juwelen bedeckt und oft mit sorgfältig gemalten Gesichtern erscheinen. Da die Kleider der persischen Damen nur bis ans Knie reichen und sehr aufgebauscht sind, ähneln ihre Trägerinnen den Ballettänzerinnen. Die Füße und Beine der Damen sind unbedeckt, die Farben ihrer Gewänder die denkbar grellsten. Alle nehmen Tee, alle knuspern Süßigkeiten mannigfacher Art, die auf Porzellantellern auf riesigen Tablettis inmitten des Saales aufgeschichtet sind. Um zwölf Uhr mittags wird ein ansehnliches Frühstück serviert. Datic, d. h. Lustigmacher, führen ihre abgerichteten Affen oder Bären vor. Das Mittagessen wird auf die nämliche verschwenderische Weise wie das Frühstück serviert. Und nun tritt ein flüsterndes Geräusch der Ruhepause ein. Es ist Nacht, und das Haus von innen und außen in den Lichtglanz von Kerzen, Lampen und Laternen gehüllt. Derärm einer sich nähernden Menschenmenge ist vernehmbar. Die Prozession mit dem Bräutigam naht sich und hier muß noch bemerkt werden, daß in dessen väterlichem Hause ein gleiches Fest gefeiert worden ist. Die Musiker spielen und singen mit allen Kräften. Der Bräutigam, inmitten seiner Freunde, ist erschienen und wird von einem eigentümlichen, nachhallenden Schrei begrüßt. Hierauf erscheint die tiefverschleierte Braut. Sie schreitet nach der Türe, wo sie ein mit buntfarbiger Schabrase verhülltes Pferd besteigt. Sämtliche männliche Gäste schließen sich dem Zuge an. Vordernde Fackeln werden an hohen Stangen getragen, um den Weg zu erhellen. Wenn der Zug das Haus des Bräutigams erreicht hat, werden zu Ehren der Braut mehrere Schafe geopfert. Man tötet sie zu ihren Füßen, wenn sie zum ersten Male, begleitet von einigen ihrer Freundinnen ihres Gatten Hauschwelle überschreitet. Hierauf entfernen sich alle, nachdem sie den Neuerwählten ihren Segen erteilt, und die Feier ist zu Ende.

Loose Blätter.

Wertvolle Pelze.

Den kostbarsten Pelz der Welt besaß Nikolaus von Rußland. Er befand sich auf der Londoner Industrieaus-

stellung von 1851. Der Wert war mit 3400 Pfund Sterling (23 800 Taler) angegeben. Mr. Nicholay, der größte Kürschner und Rauchwarenhändler Londons, schätzte den realen Wert auf tausend Pfund. Auch König Georg IV. besaß einen ähnlichen Rod, mit schwarzem Fuchs gefüttert. Man hatte zu ihm nur die Halsteile des schwarzen oder Silberfuchses genommen, der sich im hohen Norden Amerikas wie auch Asiens findet; aber kaum ein halbes Duzend Felle werden jährlich der Hubsons-Kompagnie eingeliefert. Sie sind ungemein weich und langhaarig, glänzend schwarz oder dunkelbraun, aber die langen Spitz- oder Stichelhaare haben einen Silberglanz, nur unter dem Halse sind sie ganz schwarz. Ein solches Fell wird mit 70—280 Taler bezahlt.

Beim Skatspiel.

Der verstorbene König Albert von Sachsen, der ebenso wie weiland Kaiser Friedrich zu den besten Skatspielern zählte, wollte nach einem mit dem Prinzen Georg, dem jetzigen Könige, unternommenen Jagdausfluge ein Spielchen machen und nahm dazu als „dritten Mann“ einen biedern, aber etwas redseligen Förster. Dem Alten wurde bedeutet, daß er nur zu spielen, nicht zu reden brauche. Das tat er denn auch. Er stand gegen den König und den Prinzen seinen Mann, blieb aber durchaus ruhig. Erst als er einen Eichel-Solo mit Bierem in die Hand bekam, stieg seine Aufregung ganz bedenklich, und als er neun Eiche gemacht hatte und den letzten Wenzel ausspielte, da frachte seine Faust auf den Spieltisch nieder und dem Gehege seiner Zähne entflohen die geflügelten Worte: „Schwarz — Ihr Andersch!“ — zum allgemeinen Ergötzen seiner Mitspieler.

Der Grohherr kann's ja!

Eine der ersten Favoritinnen des Sultans hatte das Unglück, durch einen Unfall ein Bein zu verlieren. Ihr Herr und Gebieter ließ sofort ein anderes aus Holz für sie herstellen, dasselbe wurde aber auf seinen Befehl mit den seltensten und kostbarsten Edelsteinen verziert, so daß dieses schlanke Holzbein auf gut fünfzigtausend Mark zu stehen kam. Jeden Abend, wo das künstliche Glied abgelegt wird, bleibt es einer besonders dafür angestellten Wache anvertraut, die es der schönen Eigentümerin am Morgen wieder ausliefert. — Das übertrifft noch bei weitem das künstliche Bein des Marquis von Anglesca, der in der Schlacht bei Waterloo ein Glied verlor; denn obwohl dieses so kunstvoll gearbeitet war, daß dessen Träger damit reiten, ja sogar tanzen konnte, kostete es doch nicht mehr als sechzehnhundert Mark. Neuerdings sind ganz vortreffliche künstliche Gliedmaßen übrigens für drei- bis vierhundert Mark zu erhalten.

Prinz Wilhelm und Frau Häse.

Bei einem Jagdausfluge wohnte Prinz Wilhelm, jetzt Kaiser von Deutschland, zu Jeydenik im Hotel „Zum Kronprinzen“ und ging, das Vorfahren des Jagdwagens erwartend, in seinen Zimmern auf und ab, während in dem anstoßenden Saale das ganze weibliche Dienstpersonal in den Fenstern lag, um Augenzeugen der Abfahrt des Prinzen zu sein. Nur die alte Hilfswärterin Häse tat ihren Dienst wie sonst, rumorte in dem Saale herum und schalt weiblich auf die jungen Mädchen, die vor lauter Neugier nicht an die Arbeit dächten. Da waren wieder im ganzen Saal keine Streichhölzer zu finden, und das Mütterchen wollte eben ein Licht anzünden, um nach dem Keller zu gehen. Wohl durch den Disput angelockt, öffnete der Prinz die Saaltür und schritt unbemerkt von den neugierigen Mägden im Saal auf und ab. Da wandte sich die alte Wärterin in ihrer Streichhölzennot an den Prinzen, den sie nicht kannte, mit der Frage: „Mien Söhn, hemm Se nich een Strichhölzen?“ Bereitwillig nahm der Prinz sein Streichhölzchen aus der Tasche, entzündete ein Hölzchen und überreichte es der Alten mit den Worten: „Hier, Mütterchen, haben Sie Licht!“